Haus und Welt

Das Reiftum

Es trägt ein klarer Rebenhag.
Davon ich bis zu diesem Tag
Nichts gewußt in meiner Seele,
Wie ein Vogel seiner Kehle
Noch kein Lied vertrauen mag.

Doch nun singt die Amsel klar,
Eine junge, eine späte,
Hell, als ob sie Freuden säte,
Freuden für das nächste Jahr.

Trauben füllen meine Hand,
Trauben füllen mein Gewand.
Und ich harre eines Kindes,
Eines Wandrers, eines Windes,
Der ihr Duften trägt ins Land.

Hans Meiers erster Kuß

Von Friedrich Wallisch.

„Ich habe mir vorgenommen, mein lieber Karl, dir eine kleine Geschichte mit Moral zu erzählen:

Der Held meiner Geschichte sah eigentlich einem Helden nicht sehr ähnlich. Aber der Einfachheit halber will ich bei dieser Bezeichnung bleiben. Also, der Held war beiläufig in deinem Alter, auch in der sechsten Gymnasialklasse und hieß wie irgend ein anderer Jüngling. Ich habe seinen Namen vergessen. Nennen wir ihn zum Beispiel Hans Meier. Du erinnerst mich in manchem an ihn. Er hatte auch tadellose Bügelfalten an den Beinkleidern, eine glatte Tangofrisur und eine abgerundete Weltanschauung. Besonders wertvoll schienen ihm seine Theorien über Trennbarkeit der Ehe und freie Liebe. Er stand darin durchaus auf Seite der modernen Moralphilosophen. Seine Ueberzeugung hatte er sich natürlich durch eine reiche Erfahrung erworben. Diese bestand in der Lektüre einiger Bücher, deren hervorstechende Eigenart darin gelegen war, daß sie in der Schülerbibliothek des Gymnasiums fehlten.

So sah denn Hans Meier im vollen Bewußtsein seiner moralischen Stärke allen Tücken des Lebens entgegen. Nur etwas störte ein wenig sein männliches Selbstgefühl. Dieses Etwas bestand in einem schauerlichen Geheimnis, das er allen Menschen, auch seinen besten Freunden, verschwieg: Er hatte nämlich noch nie ein Mädchen geküßt! Ganz klar war er sich nicht darüber, ob er nach dem Genusse selbst dürstete, der ihm aus den Schilderungen von Schriftstellern jeder Richtung als sehr angenehm und erstrebenswert bekannt war, oder ob er sich nur um seines Mannesstolzes willen der lieblichen Prozedur unterziehen wollte. Tatsache ist und bleibt: Hans Meier suchte weibliche Lippen. Das ist ganz buchstäblich zu nehmen. Denn, wenn er eine junge Dame kennen lernte, war sein erstes, sich davon zu überzeugen, ob ihr Mund die nötige appetitanregende Eigenschaft besäße.

Seine besondere Zufriedenheit fand in dieser Beziehung eine junge Dame. Vorgestellt war er ihr, in dem Durcheinander des Empfanges gar nicht worden. Aber derartige Aeußerlichkeiten haben erstens überhaupt keinen Wert und sind zweitens für einen kußbegierigen sechzehnjährigen Philosophen nur vorhanden, um von ihm übersehen zu werden.

Hans beschäftigte sich also eingehend mit der erwähnten Dame und ließ alle Register seiner Bildung ertönen. Aber diesmal kamen ihm seine Worte, an deren Klang er sich sonst berauschte, nicht recht aus dem Herzen. Er schien sich wie ein Sprechautomat, der für einen bestimmten Lohn seine Rede losläßt. Du kannst dir denken, lieber Karl, worin dieser Lohn bestehen sollte.

Während des Tages überkam Hans manchmal die Versuchung, seinen Kopf dem seiner Partnerin in zweckdienlicher Weise zu nähern. Ja, er dachte es sich sogar ganz prachtvoll, der Menschheit das Schauspiel einer nicht zu zügelnden Leidenschaft zu gewähren. Glücklicherweise gelangte er aber rechtzeitig zur Einsicht, daß er damit eine himmelschreiende Verrücktheit begehen würde.

Daher bemühte er sich, ein liebliches Tete-a-tete anzubahnen. Und dies erreichte er auch schließlich in der verborgenen Ecke eines matt erleuchteten Rauchzimmers. Leider fühlte er sich aber durch nahende Schritte oder ähnliche Geistererscheinungen stets gestört, sein Vorhaben auszuführen. Oh, er stellte es sich prächtig vor! ‚Julie!' wollte er schmachtend lispeln, er hatte inzwischen ihren Vornamen erfahren, der ihn sofort in angenehmer Weise an Shakespeares bedeutendes Theaterstück „Romeo und Julia" erinnerte. Also: ‚Julie' wollte er sagen, seinen Arm um sie schlingen und sie küssen. Auf den Mund natürlich. Und dann wollte er noch einmal ‚Julie' sagen.

Während er dies genau überdachte, sprach er mit ihr über die Unfähigkeit der neuen Mitglieder des Stadttheaters. Mit einem Male glaubte er den richtigen Zeitpunkt gekommen und beugte sich zur Einleitung über die Dame seiner Wahl. Da sagte sie, indem sie mit ihrem Stumpfnäschen schnupperte: ‚Mir scheint, Sie sind ein starker Raucher.'

Das schmeichelte ihn so sehr, daß er sein Vorhaben einen Augenblick ganz vergaß. ‚Ein starker Raucher' hatte sie gesagt! Dies schien ihm eines der ehrendsten männlichen Epitheta, die ihm je gegeben worden waren. Da er an diesem Abend bereits drei Zigaretten geraucht hatte, war es verzeihlich, wenn er jetzt mit tiefem Bedauern versicherte, dem Laster des Nikotingenusses seit langem verfallen zu sein. Und schon nahten Schritte und machten die Bemühungen des großen Rauchers zunichte, aber nicht seine Hoffnung und das felsenfeste Vertrauen auf seine siegreiche Männlichkeit.

Schließlich bot sich auch wieder die ersehnte Gelegenheit, als der allgemeine Aufbruch der Gäste begonnen hatte. Hans stand Julie gegenüber und wälzte in seinem Philosophenhirn das große Wort ‚Jetzt!' Aber zugleich fürchtete er, daß ein Störenfried im unrechten Augenblick erscheinen könnte, oder . . . Er wußte eigentlich nicht, was sonst noch geschehen könnte. Wehren würde sie sich doch nicht; er war zu sehr von seiner Unwiderstehlichkeit durchdrungen, um das für möglich zu halten. Also: Jetzt! Es stieg ihm etwas in die Kehle, das ihm den Atem nahm, sein Heldenherz klopfte bedenklich, und plötzlich flammte in ihm der sehnliche Wunsch auf: Oh, wenn doch ein Störenfried käme, um den Kampf zwischen dem tapferen Vorsatz und der — Angst zu beenden! Hans gestand es sich nun ein, daß ihn sein Mut gänzlich verlassen hatte. Und dann war die Gelegenheit wieder vorbei.

Ich will dich, lieber Karl, nicht damit hinziehen, dir auseinanderzusetzen, wie oft Hans bei jedem weiteren Zusammentreffen mit Julie trotz heldenmütiger Vorsätze die Gelegenheit vorbeigehen ließ. Du bist aber im Irrtum, mein Sohn, wenn du glaubst, daß die Sache dadurch ihre Lösung gefunden hätte, daß ein anderer ihm zuvor gekommen wäre, oder daß sie ihn etwa bei seinem ersten mutigen Versuch entsetzt von sich gestoßen hätte. Nichts derartiges geschah, sondern es kam anders.

Hans erkundigte sich natürlich bald nach Juliens Familiennamen. Dadurch stellte sich überraschenderweise heraus, daß sie die Tochter seiner Tante war, mit der die Familie Meier seit vielen Jahren wegen eines peinlichen Streites nicht mehr verkehrte. Er drang nun mit seiner im häuslichen Kreise äußerst geschätzten Tatkraft darauf, daß sich die Familien wieder versöhnten. Und schließlich brachte er es zustande.

Bei Familie Meier fand ein fröhlicher Abend statt, an dem alle alten Streitigkeiten ersäuft wurden. Die Rührung war eine ungemein große.

Und Juliens Mutter, die wiedergewonnene Tante Therese, meinte beim Abschied, der sich in sehr vorgerückter Stunde unter Beweisen inniger familiärer Zärtlichkeiten vollzog:

‚Nun, Hänschen, du kannst dem Julchen doch wohl ein Küßchen geben!' und dabei lächelte sie gutmütig.

Mama Meier wandte in ziemlich gleichgültigem Ton ein: ‚Sie sind aber doch schon so erwachsen, die Kinder.'

„Ach was," ermunterte Tante Therese. „Unter Vettern ist doch nichts Schlimmes dabei!"

Und Mama Meier gab mit leichtem Kopfnicken ihre Zustimmung.

Da näherte sich Hans seiner lieben Kusine ohne Herzklopfen oder ähnliche außerordentliche Zustände und vollzog die Exekution.

Die lieben Verwandten standen alle daneben. Der eine zog seine Ueberschuhe an, der andere schneuzte sich und der dritte gab dem Stubenmädchen ein Trinkgeld.

Und die gute Tante Therese sagte: „Na, seht ihr! 's ist nichts daran gewesen!"

Hans mußte ihr recht geben. Es war nichts daran gewesen.

Das ist der traurige Schluß meiner Geschichte. Du kannst daraus eine Tragödie machen, lieber Karl. Das ist doch auch eine deiner Lieblingsbeschäftigungen. Da jetzt lange Titel modern sind, kannst du die Tragödie vielleicht nennen: „Der erste Kuß, der leider von der Obrigkeit bewilligt war."

Bilderbogen vom Wiener Sängerfest

Der Prater.

Um den Praterstern herum, wo sich der Volksprater und die Hauptallee spalten, herrscht schon ein trubelhafter Verkehr. Die Blaukappen der deutschen Sangesleute mehren sich zu Legionen. Alle Gasthäuser des Praters, und es gibt deren Hunderte, sind überfüllt. Im Grinzing beim Heurigen, auf dem Kahlenberg, in den historischen Vororten von Nußdorf, Heiligenstadt: historisch besonders für die Sänger, weil sie hier Pietät üben können; auf den Wegen von Schubert und Beethoven sieht man Tausende der Gäste. Das Bild des zunehmenden Verkehrs, dieses Zustroms von Hunderttausenden, also der ganzen Einwohnerzahl einer großen Mittelstadt, wird von Stunde zu Stunde deutlicher.

Flaggen-Internationalität.

Die Beflaggung der Straßen wird immer lebhafter und farbenfroher. Jedes kleinste Gasthaus, jeder kleinste Laden hat seine Fahnen und Wimpeln. Mit Vorliebe wählt man eine ganze Serie internationaler Fähnchen. So kann man neben der norwegischen oder ungarischen Fahne das amerikanische Sternenbanner, das blau-weiße Münchener Fähnchen und, dominierend, das deutsche Schwarz-Rot-Gold sehen. Schon haben die Sänger die Wiener Straßen erobert. Man sieht sie überall in Scharen herumziehen, das Knopfloch mit zahlreichen Abzeichen garniert.

„Afrikaner" in Wien.

Etwas länger nach Wien unterwegs waren die Sänger aus Afrika, die die Reise aus Swakopmund und Windhuk bis Wien nicht verabscheuten. Man hat diese „Afrikaner", wie sie von allen genannt werden, nicht etwa in dem populären Wirtshaus „Zum wilden Mann" draußen in Währing untergebracht, wo die Elbgauleute lagern, sondern bei dem nicht minder volkstümlichen Gschwandtner-Wirt, wo einst Gotteslebén seine Hanswurstiaden vom einfachen Breiterpodium zu den Wienern herunter sang. Sie sind nicht schwarz, diese Deutsch-Afrikaner, aber tief gebräunt.

Ein Gruß aus San Franzisko.

Die „Wiener Sänger" des Großen Pazific-Sängerbundes, die am 22. Mai in der Stärke von etwa 600 Reiseteilnehmern ihre Heimat verließen, hielten noch vorher in der Rotunde des Rathauses von San Franzisko eine Abschiedsfeier ab. Vom Bürgermeister San Franziskos erhielten die Sänger ein in herzlichem Ton gehaltenes Einladungsschreiben mit auf den Weg, das an den „Ehrenwerten Bürgermeister der Hauptstadt Wien" gerichtet ist und in dem die Stadt San Franzisko der Stadt Wien herzliche Grüße übersendet und alle Vereine, die nach Wien kommen, zum Sängerfest in San Franzisko im Jahre 1930 eingeladen werden.

Ein Schilling Taxi-Zuschlag zur Sängerhalle.

Die Fachsektion der Autotaxi-Inhaber sprach unter Führung des Gemeinderates Herensolin beim Stadtrat Linder vor und verlangte die Gewährung eines Zuschlages in der Höhe von einem Schilling bei Fahrten zur Sängerhalle im Prater. Diese Forderung wurde damit begründet, daß die Autotaxi auf der Rückfahrt eine Route einschlagen müssen, die länger ist als der direkte Weg und sie daher viel Leerkilometer haben.

In der Sitzung des Ausschusses des Wiener Gemeinderates wurde über den Antrag des Stadtrats Linder diesem Verlangen der Taxibesitzer zugestimmt. — Ohne einen kleinen Nepp geht es also auch hier nicht ab! Na, die „Taxi-Fahrer" werden es noch erschwingen können!

Das Schubert-Haus.

Einen seltsamen Kontrast zu der Massenhaftigkeit des ganzen Festunternehmens mit seinen Menschenmassen bildet das schüchterne, bescheidene, ganz kleine Geburtshaus jenes Genius, das gewissermaßen zum Schutzgeist des Festes erhoben wurde: Franz Schuberts. Einsam liegt das einstöckige Häuschen im 9. Bezirk in der Nußdorfer Straße verloren da. Man hat es an diesem 100. Geburtsjahr von Schuberts frühem Hinscheiden schön geschmückt und jetzt ist es erdrückt von Blumen und Liebe, die man ihm aus der ganzen Welt zuträgt.

Die Schubert-Begeisterung in Form von Andenken, Postkarten — offiziellen und 100 inoffiziellen, letztere mit mehr und weniger Geschmack — nimmt immer größere Formen an. So ist auch ein Schubert-Schilling ausgegeben worden. Er hat den Wert von zwei österreichischen Schillingen, ist infolgedessen wesentlich größer als der Ein-Schilling. Die eine Seite zeigt das Porträt des Liederfürsten mit dem Datum des Todestages, eingerahmt vom österreichischen und vom deutschen Wappen. Die andere Seite hat eine Inschrift der Stadt Wien.

200 000 Mann kampfbereit.

Das Sängerfest entfacht einen richtigen Hexentanz der Zahlen. Wenn man bedenkt, daß in dieser Woche 200 000 Menschen mit allem, was das Leben erfordert, mehr versorgt werden müssen, so kann man sich ungefähr einen Begriff von den Mengen machen, die nach Wien geschafft werden mußten. Die Fleischmengen allein würden mehrere Züge von etwa 200 Waggons ausmachen, wenn man sie aneinanderreihen wollte. Die Hektoliter der verschiedenen Biersorten, als da sind „Lager", „Abzug", und wie sie alle heißen, sind kaum auszurechnen. Der Geldumsatz der Sänger dieser Festwoche wird auf über 30 Millionen Schilling geschätzt.

Der die Madonna erschlug

Von Heinz Liepmann.

Venedig, die Stadt der tausend Mysterien, liegt auf einhundertsiebzehn Inseln im Meer an der Küste der Lombardei. Weit draußen aber, fern von der Stadt, wo nur noch bei klarem Wetter der Turm der Markuskirche aus den Wassern wie ein Punkt hervorragend zu erblicken, steht auf vier Holzpfählen, die festgerammt sind für alle Zeiten, eine Kapelle im Meer.

Ringsum rollen still und unaufhaltsam wie die Ewigkeit grüne und silberfarbene Wellen der Adria im Kreis bis in unergründliche Fernen. Auf vier Pfählern ruht hier die hölzerne Hütte mit dem Kreuz und der Madonna mit dem Kinde. Seltsame Sagen raunen sich die Fischer in dunklen Nächten auf den Wassern zu von dieser Madonna mit dem Kinde, schauerliche Mär von unbegreiflichen Wundern, die hier geschehen.

— — — — — — — — — — —

Der Lombardeser Gondoliere Luigi Sinelli, ein herkulisch gebauter junger Mann, trat in die Schänke San Augustino. Ein Bursche wie ein Baum und ein wildes und schönes Gesicht; schwarze Haare, schwarze Augen, das rotseidene Halstuch und die blaue Mütze keck übergeworfen.

„Hallo", schrien ihm die Burschen von den drei Tischen der niedrigen Kellertaverne entgegen, „Luigi Sinelli, setz' dich her zu uns. Jetzt wird's lustig!"

Nun erst, da der Koloß schwer und schweigend neben ihnen Platz genommen hatte, sahen sie, plötzlich verstummend, sein sonst stets fröhliches Gesicht. Es war starr wie ein Wachskopf im Laden des Barbiers Riente, und es war bleich, ganz bleich wie dieses.

„Burschen", sagte er und machte eine Pause zwischen jedem Wort, die keiner durch einen Atemzug zu stören wagte, „ich komme von der kleinen Piatessa, meiner kleinen Piatessa. Seht diese Hände", er hob, es sah aus, als hebe er den Leib einer Erschlagenen, seine gekrümmten Hände vor sich auf, mit diesen habe ich eben den Hals der kleinen Piatessa gehalten, ob sie auch schrie und ihre kleinen Knie zitterten, bis sie still war. — Sie betrog mich!"

Die Burschen schrien auf, sprangen entsetzt von ihren Stühlen, starrten auf den regungslos auf seine gekrümmten Hände Glotzenden, die Stühle polterten und die Gläser klirrten.

Da ermannte sich Petro, der Wart. Er griff den Luigi bei seiner Schulter und schrie: „Wo willst du hin? Du mußt fort! Schnell, gleich, sofort! Die Polizei arbeitet rasch!" Er wandte sich an die Burschen: „Burschen, wohin mit ihm? Ans Festland kann er nicht, dort läuft der Telegraph seinem elenden Schneckentempo wie ein Blitz hinterdrein. In Venedig bleiben ist ebenfalls unmöglich. Es kennt den Luigi Sinelli jedes Kind, ah! Nehmt ihn aufs Meer, in die Kapelle, dorthin kommt nur selten ein Fischer, und der verrät ihn nicht. Dort bleibe er bis mor-

gen, dann fahrt ihn auf euren Schiffen ins Ausland an die andere Küste!"

Die Burschen berieten, während Luigi unbeweglich schwieg. Dann nahmen ihn zwei an den Armen und zogen ihn fort wie einen Berauschten.

Die Zurückbleibenden setzen sich einer nach dem andern wieder hin. Langsam kam ein trübes Gespräch in Gang. Aber plötzlich schwiegen sie wieder alle, und nur der kleine, schüchterne Cicerone aus dem Rialto sagte zweimal ganz leise: „Arme, kleine Piatessa, arme, kleine Piatessa!"

— — — — — — — — — — —

Vergessen war alles, die Tat, das Meer, die Einsamkeit, dunkel krochen nur im Hirn Luigi Sinellis die alten, schauerlichen Geschichten von dieser Madonna herum. Aber, bei allen Heiligen, er schrie auf: Sie blickt mich an!

Wie ein scheues Tier hastete er an der Wand der Hütte entlang zur anderen Ecke, immer Aug' in Aug' mit der weißen Madonna, zur anderen Ecke und zur dritten, und die Augen der Madonna folgten ihm im Kreise, Augen — — —

Nun stand er im Rücken der Statue, die Augen mußten jetzt verschwinden, da drehte sich die Madonna ohne eine merkliche Bewegung auf ihrem Platze herum, dunkel fühlte er, wie das Meer peitschte und gegen die Hütte schlug, die Nacht brach schwarz und düster eine Mauer um die Kapelle, gelbe Sterne sprangen in ein silbernes Meer, und in der Kapelle keuchte ein Mann und stand immer noch Aug' in Aug' mit der Madonna, mit der glänzenden, weißen, reinen Madonna mit dem Kinde.

Als er sich aber an den dunklen Wänden der Hütte herumgetastet hatte bis zu der Ecke, wo er anfangs gekauert saß, und die Augen ihm gefolgt waren bis hierhin zurück, da sprang er ohne Besinnung, wie ein wildes Tier, gegen die Neine, er schlug der weißen Madonna mit dem Kinde mit seiner Faust in das milde Gesicht, und die Madonna wankte; er wich mit bebenden Lippen, plötzlich das Grauenhafte seiner Tat ahnend zurück, die Madonna schwankte, die Madonna fiel, dumpf polterte es auf das Fenster, ein letztes Mal sah er die Augen, die zu weinen schienen, und dann stürzte die weiße Madonna mit dem Kinde in das dumpf heulende Meer.

— — — — — — — — — — —

Als die Fischer am anderen Morgen Luigi Sinelli holen wollten, um ihn in das Ausland zu fahren, fanden sie ihn: er kauerte gekrümmt in einer Ecke, er hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen, die Kapelle war leer und voller Sonne, und Luigi Sinelli hatte schneeweiße Haare und war tot.

Ein Stern ist geplatzt — und die Erde?

Von Frederic Lewis.

Nach zuverlässigen astronomischen Meldungen ist der Stern Nova Pictoris geplatzt und hat sich in zwei getrennte Teile aufgelöst; es hat sich also eine kosmische Katastrophe von ungeheurem Ausmaß ereignet. Diese Tatsache legt es nahe, sich mit der zu beschäftigen, ob etwa auch unserer Erde ein ähnliches Schicksal droht. Im nachstehenden Aufsatz werden auf Grund neuester Forschungen die wesentlichsten Erdende-Theorien erörtert.

Seitdem die Menschheit an die zum Himmel weisenden Türme als schauerliches Symbol der unaufhaltsam rinnenden Zeit die Uhr angebracht hat, begann sie, sich damit nicht nur auf Tage, sondern auch auf Minuten und Sekunden einzustellen. Immer schneller schien die Zeit abzurollen, immer beschleunigter wurde auch das Tempo der Geschichte, das Erleben des Einzelnen. Sollte aber unsere heutige, einseitig auf die materielle Eroberung der Welt abzielende technische Entwicklung sich auch weiter in dem bisherigen Tempo vollziehen (die organische Lebewelt hat zur Eroberung des Wassers, des Landes, der Luft unendlich viel mehr Zeit gebraucht als der Mensch), dann gehörte jene Vision, nach der die Erde dereinst, vom Menschen selbst in Brand gesteckt, untergeht, und so dem Fluche des von Prometheus den Göttern geraubten Feuers verfällt, zu jenen abgründigen Vorahnungen die über die Zeit hinaus Anfang und Ende hellsichtig kennen. Denn wenn die Forschung soweit sein wird, jede Art von Masse durch Zertrümmerung der Atome in die allen Erscheinungen zugrunde liegende Bewegungs-Energie auflösen zu können, dann wird, wie es seit dem Gebrauch des Feuers Brände gegeben hat, auch eine Atombrunst entstehen können, die aber, unlöschbar, die Erdkruste durchstechend, ihrem flüssigen Inneren zum Ausbruch verhelfen würde, so daß im Laufe weniger Monate die Menschheit wie jedes lebende Wesen, dem Feuertode verfallen wäre. In kaum zehn Jahren würde nur noch eine Dampfwolke auf dem Kreise der früheren Erdbahn die letzte Spur des einstigen Planeten bezeichnen.

Aber auch das Gegenteil — nämlich Erkaltung — kann das Erdende herbeiführen, wenn auch in unendlich langsamen Tempo. Die Erdwärme strahlt in den Weltraum, die flüssige Masse (Magma) im Innern der Erde wird zäher und fester, die Kruste dicker, die Elektronen lagern sich zu Elementen zusammen. Die Erde erkoltet mehr und mehr, und eines Tages wird auch ihre Atmosphäre erstarren, sich verflüssigen, fest werden und wie ein feinmechanisches Netz sich über die Eisfelder der Erde legen. Das wäre die geologische Folgerung aus dem bisherigen Erdentwicklungsprozeß. Die Menschen werden allerdings nichts von dem allmählichen Ende fühlen.

Im Juli 1927 meldete die Heidelberger Sternwarte, daß ein Stern im Bilde des Adlers ins Riesenhafte wüchse, und von einem Gestirn dreizehnter Größe zu einem solchen achter Größe angewachsen wäre. Nach den Forschungen von Professor Hartmann soll es nun Sterne geben, deren immer noch unerkannter Zustand eine periodische Pulsion (Aufblahung) zur Folge hätte. Auch 1925 wurde eine solche Pulsion des Nova Pictoris beobachtet, der um das 214fache seiner bisherigen Größe anwuchs, nach zwei Monaten wieder zusammenschrumpfte und, jetzt gemeldet wird, sich schließlich in zwei Teile spaltete. Sollte auch die Sonne Neigung zu einem derartigen Zustand besitzen und sich um ihr 214faches ausdehnen können, dann würde die Erdbahn bis in die Sonnenkorona reichen — ein wenig mehr, und die Erde würde von der Sonne verschluckt werden.

Die Erde könnte aber auch durch Explosion zugrunde gehen. Die in den Ozeanen der Erde enthaltene Wassermenge wird auf 65 Quintillionen Kubikfuß geschätzt. Würden infolge gewaltiger Erdbeben große Spalten im Grunde des Pazifischen, Atlantischen oder Indischen Ozeans entstehen, so daß das Wasser der Weltmeere nach dem Feuer im Innern der Erde herunterströmen könnte, dann würde diese gewaltige Wassermasse plötzlich unter der Erdrinde in Dampf verwandelt werden. Wenn auf diese Weise im Erdinnern eine Dampfspannung entstände, die etwa der in einem Lokomotivkessel entspricht, so würde die entwickelte Energie hinreichen die Erdkugel in Millionen Stücke zu zersprengen.

Eine speziell das Menschenleben bedrohende Theorie wurde von dem kürzlich verstorbenen großen Gelehrten Svante Arrhenius in seiner passiven Kohlensäurebilanz aufgestellt, die aber durch andere Forschungen ebenso überholt wurde, wie die Theorie eines Weltentodes durch Entropie, d. h. durch die einmal eintretende Erschöpfung aller Bewegungsvorgänge im gesamten Organismus. Auch, daß durch Erlöschen der Sonne die Erde dem Tode verfällt, ist unmöglich, denn trotz der ständigen gewaltigen Wärmeabgabe der Sonne, von der die Erde nur den zweitausendmillionsten Teil erhält, wird ihre Wärme immer wieder durch sich selbst ergänzt.

Die letzte und sicherste Gefahr, welche die Erde bedroht, besteht in der neuerlich festgestellten unaufhaltsamen Verminderung ihrer Eigendrehung. Vor Jahrmillionen wechselten noch Tag und Nacht innerhalb von vier Stunden. Vulkanische Gewalten, Ebbe und Flut wirkten hemmend. Die Greenwicher Sternwarte will nun beobachtet haben, daß sich das Tempo der Erdumdrehung seit 1870 derart verlangsamt habe, daß die Tageslänge in dem seither verflossenen halben Jahrhundert um eine halbe Minute sich gedehnt hätte. Stimmt diese Rechnung, dann würden 150 000 Jahre genügen, um die Erde völlig zum Stillstand zu bringen, ein Zustand, in dem der Mond sich schon seit langem befindet. Dann würde die eine Hälfte der Erde in ewige Glut, die andere in eisige Kälte für alle Ewigkeit getaucht sein. Die Tagesseite würde zur ausgebrannten, wasserlosen Wüste werden, die Nachtseite mit uferlosen Eisozeanen bedeckt sein.

Der Tag des Journalisten

Von Zbrwsk.

„Sie haben's gut! Mit Ihnen möchte ich gleich tauschen."

„Meinen Sie?"

„Gewiß! Sie haben den ganzen Tag lang nichts zu tun. Das bißchen Schreiben . . .!"

„Hm"

„Und so viele Abwechslung, wie Sie nur wollen! Sie wissen gar nicht, wie gut Sie's haben!"

*

Der Wecker, der verfl. . . .! Ich habe einen mordsdicken Kopf von gestern abend. Erst die Premiere von dem albernen Stück und hinterher die ewige Sitzung mit dem Dr. P. in der Himalaya-Bar; ich habe mindestens fünf Manhattans zu viel abbe-

-kommen, aber aus dem P. war ja vorher nichts herauszukriegen, ich mußte ihn unter Alkohol setzen.

Die Frühpost ist schon da. Ein paar Bücher „mit verbindlichster Empfehlung zur geneigten Besprechung". Langweilige Briefe („Würden Sie uns für unsere Sondernummer freundlichst eine Plauderei über „Bartlosigkeit und Charakter" senden, wir sind diesethalb in Verlegenheit.") Auf dem Frühstückstisch liegen die Zeitungen, zwei linke, zwei mittlere und zwei rechte. Na, heute kann ich es mir bequem machen, ich brauche ja erst...

Krrring! Telephon. „In der Dingskirchenstraße ist ein Haus in die Luft geflogen. Gasexplosion. Bitte übernehmen Sie ein Stimmungsbild von der Unglücksstätte."

„Leb' wohl, mein Kind!" und rin in den Einstreifer.

*

Dichte Menschenmassen drängen sich hinter der Absperrungskette. Die Verletzten sind eben abtransportiert worden. Die Feuerwehr arbeitet fieberhaft. Verstörte Bewohner des Unglückshauses stürzen sich auf die Pressevertreter. „Wissen Sie, ich stand gerade mit meinem Sohn auf dem Treppenabsatz." — „Wer wird uns nun den Schaden ersetzen?! — „Ach Gott, ach Gott, wie ist das schrecklich! Das Mädelchen von nebenan haben sie eben weggefahren."

Unter der Fülle der Eindrücke schreibt sich der Bericht „wie von selbst". Immerhin ist es gegen 11 Uhr geworden, und um 11 Uhr beginnt die Revueprobe, zu der ich eingeladen bin.

*

Der Direktor-Regisseur ist sehr aufgeregt. „Denken Sie, achtzehn Harmonikas haben wir jetzt durchprobiert, und alle sind einen halben Ton zu hoch! Es ist schrecklich."

Die Girls stehen mißmutig umher. „Das gibt eine schöne Probe, wenn schon eine halbe Stunde auf die Harmonikas draufgeht."

Die Harmoniakfrage wird zurückgestellt. Die Probe fängt an. Nichts klappt. Kleider sitzen nicht, Texte sitzen nicht, die Musik sitzt nicht. Einsätze klappen nicht, Tänze klappen nicht, Beleuchtung klappt nicht. Chaos! und der Teufel allein mag wissen, wie aus diesem Wirrwarr bis heute abend eine Revue werden soll. Alles brüllt durcheinander, und die Diva trinkt Bouillon. Der Komiker kommt: „Mein Bart ist weg!" Ein Girl kommt: „Mein Zylinder ist zu groß!" und läßt ihn übers Kinn sacken.

Da wendet sich der Gast mit Grausen, aber einer, der hier auch nichts zu tun hat (nämlich der Autor), fängt ihn ein: „Mensch, kommen Sie mit!" — „Wohin denn?" — „Zur Autoausstellung bei Soundso, fabelhafte neue Modelle!" — „Keine Zeit!" — „Quatsch, Sie kommen mit."

So wird man in den Genuß einer Autoausstellung gesetzt.

*

Höchste Zeit! Punkt ½1 Uhr erwartet mich der Minister im Parlament. Er will mir heute endlich den Beitrag zu meiner Rundfrage „Verdirbt Politik den Charakter?" geben, den er mir vor drei Wochen versprach.

Ich lasse mich melden. Antwort: „Herr Minister spricht augenblicklich."

Als er nach fast einer Stunde in der Wandelhalle erscheint, erklärt er, es sei ihm nichts eingefallen; das sei eine sehr schwierige Rundfrage, und er müsse noch einmal darüber nachdenken. Aber morgen bestimmt!

*

2 Uhr. Bei der Besprechung in der Magazinredaktion kommt heraus, daß ich einen illustrierten Artikel übernehmen soll. Na, schön.

Dazu kann ich gleich einige Bilder bei der Filmgesellschaft besorgen, die hier ganz in der Nähe ist. Nachdem ich unter dreihundert Bildern zwei passende gefunden habe, meint der Filmmann: „Wollen wir gemeinschaftlich essen gehen?" Eine gute Idee! Wird gemacht.

Herrjott! Zwischen Suppe und Braten fällt mir ein: ich habe mich auf 3¼ mit dem Verleger A. verabredet, der sich für meine Novelle „Fräulein Karotte" interessiert. Rin in den Einstreifigen und hin zu dem Karotteninteressenten!

Ich treffe den A. noch an und erzähle ihm ausführlich von der Explosion und der Autoausstellung, worauf er mir zum dreiundzwanzigsten Male mitteilt, er werde „Fräulein Karotte" jetzt lesen.

*

4 Uhr: Bilderausstellung in der Kunsthandlung X. Ich verstehe nichts von Bildern, aber „man" hat mir gesagt, diese Bilder müsse „man" anstandshalber gesehen haben. Mit größter Selbstverleugnung würge ich die 66 Stilleben in mich hinein; ob es etwas genützt hat, weiß ich nicht. Dann fragt mich die Baronin K., die natürlich auch da ist, ob ich zum Modentee bei der O. mitkomme. Ich habe erstens keine Zeit, zweitens ist die Baronin eine Schreckschraube, also sage ich: nein, schwinge mich auf den Autobus und fahre zu R.

*

R. ist „derjenige, mit welchem" ich gemeinschaftlich ein Lustspiel schreibe und bei dem es immer die herrlichen Salzstangen zum Tee gibt. Nach verzehrten Salzstangen beginnen wir lustzuspielen. Wir erklären die bisherige Arbeit für Bockmist, werfen alles um und fangen ganz von vorn wieder an. Dann raufen wir uns die Haare (jeder seine eigenen, versteht sich) und kommen überein, die erste Fassung sei „aber doch" viel besser gewesen, und vertagen uns auf übermorgen.

*

Punkt 7 Uhr erwartet mich meine Frau vor dem Kino. Uraufführung eines Films mit einem unmöglichen Titel.

Während des Naturfilms muß ich berichten: „Gasexplosion, Revueprobe, Autoausstellung, Ministerbesuch, Magazinredaktion, Bilder ausgesucht, Mittagessen, Karottenverleger, Stilleben, beinahe Modentee, von 5—7 mit R. das Lustspiel gefördert.

Dann geht der Film los. Der Film kommt aus Amerika: und ich bin ein beklagenswertes Opfer meines Berufes.

*

Kurzes Abendessen, dann einstreifig ins Theater, wo mich die berühmte Schauspielerin Y. in ihrer Garderobe zu einem Interview empfangen will. Sie sagte ¼10, meinte: 10, und es wird ¼11. Dann bittet sie mich, ich solle doch nicht böse sein, aber sie hätte solche Kopfschmerzen! Ich bin furchtbar böse, tue aber so, als wäre ich gar nicht böse, und wir verschieben das Interview auf morgen, „so gegen Mittag"". (Ich weiß haargenau, was kommt. „Gnä' Frau morgen anzuläuten.")

*

Um 11 Uhr beginnt die Nachtvorstellung im Kabarett. Und erst gegen ½2 Uhr habe ich endlich Zeit, mich als Privatmann bei einem Whisky zu erholen.

Der schönste Augenblick des ganzen Tages; einstreifig nach Hause. (Wo ein Stoß unerledigter Post liegt, und zehn telephonische Bestellungen säuberlich auf Zetteln notiert sind.)

„Ich hab' es gut! Möchten Sie nicht mit mir tauschen?"

„— — —"

„Den ganzen Tag lang nichts zu tun! Das bißchen Schreiben . . . . .!"

„— — —?"

„Und so viel Abwechslung, wie ich nur will!" Ich weiß gar nicht, wie gut ich's habe!"

„— — —!"

Ein moderner Großvater.

Es gibt auch moderne Großväter. Greise, die boxen, rudern, Motorradfahren. Früher saßen sie auf der Ofenbank und kraulten der Katze im Haar. Heute setzen sie sich auf eine 4 PS.-Maschine und schalten den höchsten Gang ein. Heidi, geht's die Landstraße hinaus, werden Kurven genommen und Gänse überfahren. Kein Enkel macht es ihnen so elegant nach. Der Großvater sitzt auf der Maschine und der Enkel im Beiwagen. Moderne Großväter! In Battersea gab es auch einen solchen modernen Großvater, den sie jetzt zu Grabe getragen haben. Der ganze Ort war von Trauer erfüllt. Dem Sarge des Toten folgten der Turnverein, der Boxklub, der Motorradklub der Stadt, denn der moderne Großvater war Mitglied dieser Vereine. 71 Jahre war dieser Mann alt, aber sonst ein lebenslustiger, sporttreibender junger Mann. Lebenslustig, bis er eines Tages gegen einen Baum fuhr und sich alle Knochen brach. Als der Arzt kam, konnte er nur noch feststellen, daß der Greis den Tod gefunden hatte. Er hat einen besseren, schnelleren Tod gefunden als die Großväter hinter dem Ofen, die mit halbblinden Augen hinüberdämmern ins Jenseits. Den größten und schönsten Kranz aber hat ihm der Motorradklub des Ortes auf sein Grab gelegt.



„Ich sehe einen Geldverlust!"
„Ich auch! Ich habe Ihr Honorar im Voraus bezahlt."